



C. S. MAHRENDORFF

Und sie rührten

an den

Schlaf der Welt



Weltbild

Was als die Geschichte eines Geheimbundes in Wien beginnt, weitet sich zu einem Panorama der europäischen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts.

Liebesgeschichte, Detektivverählung, Zeitgemälde, Politthriller, das alles umschließt dieser meisterhaft geschriebene Roman, in dem Gustav Mahler, Hans von Bülow, Sigmund Freud, Houston Stewart Chamberlain, Arthur Schnitzler, Karl Kraus, der junge Arnold Schönberg und vor allem der legendärste Detektiv der Weltliteratur, Sherlock Holmes, auftreten.

Überzeugend schildert C.S. Mahrendorff jene Zeitenwende, in der Okkultismus, Psychoanalyse und der deutsch-österreichische Antisemitismus wurzeln und der Weg beschritten wurde, der Europa schließlich in den Abgrund führte.

C.S. Mahrendorff

Und sie rührten an den Schlaf der Welt

Roman

**Weltbild**

## **Der Autor**

C.S. Mahrendorff, geboren 1963 in Eschwege, aufgewachsen in Frankfurt am Main, studierte zunächst Geschichte, Anglistik, Musikwissenschaft und Jura, bevor er eine Verwaltungsakademie besuchte und 1991 in den hessischen Staatsdienst eintrat. Neben seinem Beruf widmete er sich unter anderem der Komposition zeitgenössischer Orchestermusik, die stellenweise stark von den Werken Gustav Mahlers beeinflusst ist. Aus der Beschäftigung mit Mahler und der Vorliebe für den Sherlock-Holmes-Mythos entstand der vorliegende Roman.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 1997 by Langen Müller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto  
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara  
ISBN 978-3-95569-914-7

## Für G.

Drum, Gyges, wie dich auch die Lebenswoge  
Noch heben mag, sie tut es ganz gewiss  
Und höher, als du denkst: vertraue ihr  
Und schaudre selbst vor Kronen nicht zurück,  
Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!

Friedrich Hebbel,  
»Gyges und sein Ring«

# Vorwort des Autors

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem langjährigen Studienfreund, der mich im März 1988 bat, ein Dokument zu begutachten, das ihm in einem Wiener Antiquariat in die Hände gefallen war. Er wage es nicht, so schrieb er mir, sich an seine ehemaligen Professoren zu wenden, aus Angst, sich lächerlich zu machen. Ob deshalb nicht vielleicht ich, der ich schließlich ein passionierter Verehrer der Musik und der Person Gustav Mahlers sei, bereit wäre, einmal einen Blick auf seinen Fund zu werfen.

Durch diesen Brief neugierig geworden, fuhr ich zwei Wochen später nach Wien, wo mir schnell klar wurde, warum mein Freund so ratlos war. Bei den fraglichen Papieren handelte es sich um alte Tagebuchaufzeichnungen eines gewissen Dr. Leonhard Heydinger, der darin über die vergessenen Ursprünge der »Schwarzen Hand« berichtete, über jene serbische Geheimgesellschaft also, die mutmaßlich für den Mord an Erzherzog Franz Ferdinand 1914 in Sarajewo verantwortlich war. Heydinger behauptete nun, dass es sich bei der »Schwarzen Hand« in Wahrheit um eine antisemitische Wiener Geheimloge gehandelt habe, der sich erst im Lauf der Zeit serbische und alldeutsche Nationalisten angeschlossen hätten, wodurch die ursprüngliche Absicht immer mehr in Vergessenheit geraten und schließlich ganz aufgegeben worden sei.

Diese These allein war natürlich schon gewagt genug, denn nach dem heutigen Stand der Forschung war die »Schwarze Hand« erst 1911 aus dem Kreis der Mörder des serbischen Königs Alexander I. Obrenovic mit dem Ziel hervorgegangen, alle damals noch unter türkischer und österreichischer Oberhoheit stehenden Serben in Bosnien und der Herzegowina zu befreien.

Zwar hatte es immer Historiker gegeben, die hinter der »Schwarzen Hand« auch Kräfte in der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie selbst vermuteten. Doch blieb dies bis heute ebenso ungeklärt wie die Frage, woher eigentlich der Name der Gesellschaft stammt. In ihren Annalen nämlich wird nirgendwo die Bezeichnung Crna ruka (serbisch für »Schwarze Hand«) erwähnt – der offizielle Name der »Schwarzen Hand« lautete bekanntlich immer nur Ujedinjenje ili Smrt (»Vereinigung oder Tod«).

Die Verwirrung meines Freundes richtig verstehen konnte ich allerdings erst, als ich langsam zum Höhepunkt der Heydinger'schen Theorien vorstieß. In einem Eintrag vom Mai 1911 behauptete der Autor nämlich, dass indirekt auch der Tod Gustav Mahlers das Ergebnis einer Verschwörung der »Schwarzen Hand« war. Angeblich sollte der schwer herzkrankte Komponist im Falle der Genesung erneut zum Wiener Hofoperndirektor berufen werden, weshalb die Organisation einen Arzt ermordete, der dem Kranken als Einziger hätte helfen können ...

Es kostete mich nahezu drei Jahre an Nachforschungen in Europa und Amerika, um herauszufinden, dass es für diese Theorie so gut wie keinen historischen Beweis gab. Weder in den einschlägigen Archiven Wiens noch New Yorks, wo Mahler zuletzt als Dirigent gewirkt hatte, fanden sich irgendwelche Hinweise auf eine kriminelle Verschwörung. Und nicht genug damit – alles sprach dafür, dass es auch den geheimnisvollen Dr. Heydinger selbst nie gegeben hat. In einem alten medizinischen



Fachkatalog aus dem Jahr 1891 fand ich zwar einen Hinweis auf eine längere Abhandlung über »Die Bedeutung der Traumsymbole«, die ein gewisser »L. Heydinger, Doktor der Psychologie, Wien« verfasst haben soll, darunter jedoch nur den lapidaren Zusatz »Pseudonym«.

Inzwischen hatten mich die Aufzeichnungen jedoch derart in ihren Bann gezogen, dass ich keine Ruhe mehr fand. Denn einige Fragen hatten auch meine Recherchen nicht restlos klären können. Warum zum Beispiel hatte sich Mahler niemals öffentlich gegen die antisemitische Hetzkampagne der Wiener Presse gewehrt, die ihn im Herbst 1907, nach zehnjähriger Amtszeit, zum Rücktritt von seiner Stellung als Hofoperndirektor zwang? Warum konnte sich der vorher immer loyal hinter Mahler stehende Obersthofmeister [Fürst Montenuovo](#) trotz all seiner Macht plötzlich nicht mehr gegen die Opernintendanz durchsetzen, die auf Mahlers Demission bestand? Und vor allem: Warum wird in vielen Mahler-Biografien verschwiegen, dass Montenuovo im November 1910 tatsächlich versuchte, den Komponisten zu einer Rückkehr an die Hofoper zu überreden? Es waren diese und andere Fragen, die mich schließlich im Sommer 1993 dazu bewogen, die Aufzeichnungen Dr. Heydingers zum Gegenstand des vorliegenden Romans zu machen. Er erzählt die Dinge aus der Sicht Heydingers und erhebt – wie jeder andere Roman auch – keinen Anspruch auf Wahrheit. Auch ist er kein Kriminalroman im klassischen Sinne. Zwar enthält er viele Elemente der traditionellen Detektivverzählung, doch bildet diese nur den Rahmen für ein gesellschaftskritisches Kulturpanorama der Jahrhundertwende und eine Hommage an die Persönlichkeit und das Werk Gustav Mahlers. Außerdem ist das Buch eine Art psychoanalytische Verbeugung vor einer der literarischen Ikonen des Viktorianismus – vor dem Mann nämlich, der den modernen Detektivmythos überhaupt erst begründet hat. Es ist oft darüber spekuliert worden, ob es sich bei ihm um eine reale Person gehandelt hat, weshalb es auch mir darauf ankam, ihn möglichst lebendig zu zeichnen. Aus diesem Grund tritt er im Buch auch nur unter verschiedenen Pseudonymen auf, sodass es der Fantasie des Lesers überlassen bleibt, ihn bei seinem »richtigen« Namen zu nennen.

Anders liegt der Fall dagegen bei jener Frau, deren Name unauflöslich mit dieser Legende verknüpft ist. Um der Erzählung nicht vorzugreifen, will ich auch ihre Identität hier nicht verraten. Vorweggenommen sei nur, dass es sich um eine der schillerndsten Persönlichkeiten des fin de siècle handelte, eine Frau von durchaus zweifelhaftem Ruf, ohne die aber die Machenschaften der »Schwarzen Hand« vielleicht nie ans Tageslicht gekommen wären. Der Leser möge sich daher nicht verwundern, wenn vor allem im Prolog dieses Buches ausführlich von ihr die Rede sein wird.

Zum Schluss ist anzumerken, dass viele der auftretenden Personen und Begebenheiten im Roman historisch sind, ebenso wie ich mich bemüht habe, die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge so genau wie irgend möglich darzustellen. Auch die biografischen Einzelheiten sind überwiegend einschlägigen Werken der Geschichte (und besonders der Musikgeschichte) entnommen. Sollte beim Leser trotzdem der Eindruck einer unzulässigen Verknüpfung von Dichtung und Wahrheit entstehen, so sei an das Wort Hegels erinnert, wonach auch der Historiker nur »ein rückwärts gekehrter Prophet« ist.





# Prolog

»Der Wagen hielt gar nicht erst, denn aus der Haustür geschossen kam eine Frau, die eilig einstieg. Ich konnte nur einen kurzen Blick von ihr erhaschen. Eine schöne Frau, ein Gesicht – ein Mann könnte sterben für ein solches Gesicht...«

Sir Arthur Conan Doyle,  
A Scandal in Bohemia

Es war im August des Jahres 1891, dass ich mich genötigt sah, Wien für eine Weile zu verlassen und eine längere Urlaubsreise zu unternehmen. Ich wollte mich vom Wirbel um meine Abhandlung über »Die Bedeutung der Traumsymbole« erholen, die zum Skandal geworden war, weil ich es gewagt hatte, darin Auszüge aus dem Ägyptischen Totenbuch und der jüdischen Volkssage vom Golem zu verwenden. Auf Empfehlung eines Kollegen entschied ich mich für einen Badeurlaub an der Mittelmeerküste, und zwar an der sogenannten Etruskischen Riviera. Mit dem Nachtzug fuhr ich über Triest nach Mailand und weiter nach Pisa, bis ich am nächsten Morgen in Livorno ankam. Ich stieg im Grand Hotel ab und bezog ein Zimmer mit Loggia und Meerblick, komfortabel gelegen in der Beletage und ausgestattet mit allen Annehmlichkeiten eines modernen europäischen Hauses dieser Art. Es war Hochsaison, das Wetter prächtig – wenngleich etwas drückend, da der Scirocco wehte –, das Hotel voll von Urlaubern aus ganz Europa, darunter reiche Familien aus Russland und Polen, die sich mit ihren zahllosen Kindern, Tanten und Gouvernanten am Strand vermittelt eines angenehm kehligen-melodischen Singsangs zu verständigen pflegten.

Doch schon nach wenigen Tagen spürte ich ein gewisses Unbehagen. Der rechte Erholungseffekt wollte sich nicht einstellen; ich litt zusehends unter der schwülen Hitze und der übertriebenen Geschäftigkeit der östlichen Urlaubsgesellschaften. Vor allem aber wurde mir der Aufenthalt im Salon des Hotels durch eine aufdringliche Kapelle verleidet, die sich mit schmachtenden Violinen und zirpenden Gitarren unermüdlich an allen möglichen Opernmelodien verging. Als man eines Abends sogar das Vorspiel zu »Lohengrin« zuschanden spielte, beschloss ich, das Hotel zu wechseln. Ich wandte mich an die Rezeption und bat um die Rechnung.

»Ma Signore!« Der Concierge breitete überrascht die Arme aus. »Wohin wollen Sie? Es ist Hochsaison. Alle Häuser von hier bis nach Viareggio sind ausgebucht!«

Ich erklärte dem Mann die Sachlage, wobei ich nicht mit deutlichen Worten über die Musik des Hauses sparte.

»Ich verstehe«, lächelte er ölig. »Der Herr sind Musikfreund und lieben das Exklusive. Aber umso schlimmer! Unsere Kapelle gilt als die beste in ganz Livorno.«

»Das ist mir gleich. Ich reise ab.«

»Prego. Wie der Herr wünschen.«

Ich bezahlte und ließ mein Gepäck kommen. Als ich auf den Wagen zum Bahnhof wartete, erschien noch einmal der Concierge.

»Warum fahren Sie nicht nach Elba, Signore?«, schlug er vor. »Es gibt dort eine alte Villa an der Nordküste, in der viele Musiker Urlaub machen, richtige Musiker, Sie verstehen – Professoren, Opernsängerinnen, Klavierspieler ... Außerdem ist der Scirocco dort viel weniger heiß. Hier ist die Adresse.«

Ich dankte ihm und dachte nach. Was hatte ich zu verlieren? Eine Reise mit unsicherem Ziel die Küste hinab wäre sicher mit Unannehmlichkeiten verbunden, und ein Wechsel an die Adria, nach Venedig oder Ravenna zum Beispiel, kam schon aus Zeitgründen nicht mehr infrage.

Ich bestieg also kurzerhand den nächsten Postdampfer nach Elba und kam am späten Nachmittag auf der Napoleoninsel an. Die angegebene Adresse musste sich auf halbem Wege zwischen Portoferráio und Marciana di Marina befinden, und tatsächlich fand ich nach einigen Kilometern auf der Küstenstraße eine kleine Renaissancevilla, deren Lage, versteckt inmitten eines großen, wild wuchernden Gartens und mit eigenem Zugang zum Meer, mich sofort anzog.

Die Casa Petrucci – so der Name des Anwesens – stellte sich als ein überaus bemerkenswertes Haus heraus. Der gegenwärtige Besitzer, Signor Vittorio, war ein Abkömmling des sagenumwobenen Ottaviano Petrucci, jenes Italieners, der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zum ersten Mal verschiebbare Schrifftafeln für das Aufschreiben mehrstimmiger Musik benutzt hatte. Dass bei einem solchen Urahn – dem Begründer der modernen Notenschrift, wie Signor Vittorio nie müde wurde zu betonen – die Musik zu den Hauptthemen in der Konversation des Hausherrn gehörte, war nicht verwunderlich. Daneben war er selbst ein talentierter Musiker, der es allerdings in seiner Exzentrik darauf anzulegen schien, das Klischee vom schnurrbärtigen und jovialen italienischen Provinztenor gründlich zu zerstören. Dürr, kahl geschoren und von ausgesprochen kühler, ja fast düsterer Höflichkeit, vermochte zwar auch Signor Vittorio recht passabel zu singen, wenngleich in einer seltsamen Stimmlage, irgendwo zwischen Heldentenor und Bassbariton schwebend und mit einem gewöhnungsbedürftigen, oft wenig kantablen Timbre. Seine wahre Leidenschaft aber galt dem Klavierspiel, für dessen Pflege er sich vor Jahren eigens einen großen Bösendorfer Flügel aus Wien hatte liefern lassen, der seither einen besonderen Platz im Speisesalon der Casa Petrucci einnahm, etwas seitlich von den Tischen stehend, unter einem Porträt Verdis und neben einer mannshohen Marmorbüste von Beethoven.

Letzterer war denn auch das unübertroffene Idol des Hausherrn. Verdi, so meinte er pathetisch, sei *la musica italiana*, Beethoven dagegen *la musica assoluta!*, und so verging kaum ein Abend, an dem er nicht die eine oder andere der großen Sonaten des deutschen Komponisten am Klavier exekutierte. Sein Spiel entsprach ungefähr seinem Gesang: harsch und bisweilen holprig, gelegentlich aber auch mit einer unnachahmlichen *Grandezza*, die seine Interpretation entschieden über die eines gewöhnlichen Dilettanten emporhob. Überhaupt darf man sich ihn bei seinen Darbietungen nicht hemdsärmelig oder gar um Unterhaltung seiner Gäste bemüht vorstellen. Ganz im Gegenteil, stets nahm er, wenn auch nicht im Frack, so doch in einem schwarzen Abendanzug mit gestärkter Hemdbrust und weißem Seidenbinder am Flügel Platz und zog scharf die Luft durch die Nase ein, wenn neue Gäste, die mit den Gepflogenheiten des Hauses noch nicht recht vertraut waren, sich ausgerechnet während einer besonders innigen [dolcissimo](#)-Passage durch unbedachtes Tellerklappern oder Gläserklingeln bemerkbar machten. Es galt als ungeschriebene Regel in der Casa Petrucci, dass spätestens eine halbe Stunde vor zehn Uhr abends – dem Termin, zu dem Signor Vittorio seine Konzerte zu eröffnen pflegte –

niemand mehr eine Bestellung zum Abendessen aufgeben durfte, um nicht durch Schmatzen oder Schlürfen den Kunstsinn des Hausherrn zu beleidigen. Seine Empfindlichkeit in dieser Hinsicht ging so weit, dass er einmal die »Waldsteinsonate« mitten im Stück abbrach und bleichen Gesichts den Saal verließ, weil ein leises, aber eindeutig definierbares Verdauungsgeräusch aus der Richtung eines kugelbäuchigen Germanistikprofessors aus Leipzig – vielleicht auch dessen nicht minder beleibten semmelblonden Gattin – die Wirkung einer raffiniert eingebauten Generalpause kläglich zunichte gemacht hatte ...

Die meisten Gäste jedoch wussten um die Eigenheiten des padrone und verhielten sich entsprechend. Viele waren Stammgäste, die jedes Jahr im Sommer oder Herbst wiederkamen, vorzugsweise Italiener aus Mailand oder Rom, aber auch Deutsche und Österreicher, von denen ich einige im Verlauf meines Aufenthalts näher kennenlernte. Nur so war es auch zu erklären, dass der erwähnte deutsche Professor seinen Ferienaufenthalt nach dem unbeabsichtigten (dies nahm man wenigstens an) Fauxpas nicht vorzeitig beenden musste. Denn Signor Vittorio war zwar ein rasch aufbrausender und leicht zu beleidigender Mann, wenn es um Kunst und Musik ging, aber nicht nachtragend. Und da der Professor nun einmal ausgezeichnet Geige spielte und schon des Öfteren die eine oder andere Beethoven'sche Violinsonate zusammen mit dem Hausherrn am Klavier durchgespielt hatte, war der Zwischenfall nach wenigen Tagen (in denen es Signor Vittorio allerdings vorzog, eine Konzertpause einzulegen) wieder vergessen.

So einmütig in ihrer Musikbegeisterung fast alle Gäste der Casa Petrucci auch waren – es befanden sich zwei unter ihnen, die hier ganz offensichtlich eine Sonderrolle innehatten und die deshalb nach einer Weile immer stärker meine Aufmerksamkeit fesselten. Obgleich ich anfangs noch glaubte, es müsse sich bei ihnen – ein Mann, offenbar Engländer, und eine noch junge schöne Frau – um ein Ehepaar handeln, wurde mir schon nach kurzer Zeit klar, dass dieser Eindruck auf einer Täuschung beruhte. Zum einen bewohnten sie zwei getrennte Zimmer im obersten Stock des Hauses. Das allein war natürlich noch kein sicheres Indiz; die Zimmer mochten eine separate Verbindungstür haben. Aber ich sah sie auch niemals in eindeutiger Weise Zärtlichkeiten austauschen, obwohl doch zweifellos ein sehr intimes, zugleich auch sehr exklusives Einverständnis zwischen ihnen bestehen musste. Sie schienen vollkommen in ihrer eigenen Welt zu leben, legten keinerlei Wert auf Geselligkeit und ignorierten ihre Umgebung freundlich, aber bestimmt. Nur manchmal erhaschte man ein verschwörerisches Lächeln, das den Verdacht erweckte, sie führten irgendeine Art Komödie auf, wie zwei Schauspieler, die auch abseits der Bühne ihre Rollen weiterspielten. Eine schwer fassbare Aura von Geheimnis und Exotik, von Exzentrik und Boheme umgab sie, die einfach nicht zum bürgerlichen Habitus einer konventionellen Ehe, genauso wenig aber zu einem gewöhnlichen Liebespaar passen wollte.

Ich hätte nicht zu sagen vermocht, wer von beiden den ungewöhnlicheren Eindruck auf mich machte. Sie nahmen nur sehr unregelmäßig ihre Mahlzeiten im Salon der Casa Petrucci ein, und in der gesamten Zeit meines Aufenthalts sah ich sie dort höchstens ein halbes Dutzend Mal. Der auf den ersten Blick auffallendere Part war aber ohne Zweifel

die Frau. Sie war von unbestimmbarer Schönheit: ein schmales Gesicht, das sie durch wagenradgroße Hüte vor der Sonne schützte, mit dunklen Augen und einem weichen Mund, der ihr zusammen mit der klassisch geraden Nase etwas von der sinnlichen Ausstrahlung Delacroix'scher Frauenfiguren verlieh. Ihr Haar, dessen Farbe je nach Intensität der Lichtreflexe zwischen kastanienbraun und einem dunklen Mahagoniton wechselte, trug sie meist zu einem mondänen Knoten hochgesteckt. Ihre Haltung wirkte selbstbewusst und elegant, ihre Bewegungen waren von solcher Leichtigkeit und Ungezwungenheit, dass sie keinesfalls eine geborene Deutsche oder Österreicherin sein konnte, vermutlich nicht einmal eine Europäerin, eher schon eine Amerikanerin. Andererseits hatte ich sie einmal eine Bestellung in fließendem Italienisch aufgeben hören und bei anderer Gelegenheit eine Bemerkung in sehr gewähltem Deutsch aufgeschnappt, alles mit einer klangvollen, dunklen Stimme, von der ich gern mehr gehört hätte. Leider saß sie jedoch immer so weit von mir entfernt oder war derart in das Zwiegespräch mit ihrem Begleiter vertieft, dass ich nur einen sehr gedämpften Eindruck bekam. Und doch hätte ich beschwören mögen, dass sie sich mit ihm stets in einem stark britisch akzentuierten Englisch unterhielt ...

Sie mochte allenfalls Mitte dreißig sein und war immer ausgesprochen luxuriös gekleidet. Am Tage trug sie französische Cocktailkleider mit Schals aus Organdy oder Duchesse, abends schwarze Tailleurs, Kostüme aus schimmerndem Samt oder lange Directoireroben, alles im Gegensatz zur herrschenden Damenmode sehr schmal geschnitten. Auf Rüschen, Korsetts oder Mieder verzichtete sie offenbar völlig. Als ich ihr einmal die Tür zum Salon aufhielt, wofür sie sich mit einem ironischen Lächeln bedankte, bemerkte ich, dass sie unter ihrer samteneu Kostümjacke nicht einmal eine Hemdbluse trug; die nur nachlässig geschlossenen Revers konnten im Augenblick ihrer Verbeugung den Blick auf die weiche Linie ihrer bloßen Brüste nicht mehr verbergen. Ich wusste nicht, ob sie meine Verwirrung bemerkte, ob ihr Lächeln vielleicht sogar etwas wie geheime Komplizenschaft andeuten sollte; auf jeden Fall nickte sie mir im Vorbeigehen mit einem leicht anzüglichen Hochziehen der Augenbrauen zu, begleitet von einer gewandten, aber nicht eben übertrieben schnellen Handbewegung, mit der sie ihre Garderobe wieder straffte.

Ich fragte mich, ob ihre spöttisch-verführerische Erscheinung, die ja selbst in der kunstsinnigen Atmosphäre der Casa Petrucci etwas von demi-monde an sich hatte, eine kühle Inszenierung war oder ob sie einfach dem Temperament ihrer Persönlichkeit entsprach. Sie hatte zweifellos etwas von einer Schauspielerin, aber dass ich doch eher zu Letzterem neigte, lag zum einen an der Art, in der ich sie manchmal lachen hörte – frei, übermütig, ohne jenen harten Beiklang, der das Lachen vieler sinnlicher Frauen oft verzerrt –, zum anderen an zwei Episoden, die ich mehr oder weniger unfreiwillig miterlebte. Beide spielten sich am gleichen Tag ab, sodass sie mir besonders gut in Erinnerung geblieben sind.

Sie und der Engländer – über dessen Rolle in diesem Duo ich mir von Tag zu Tag unsicherer wurde – pflegten ihr Frühstück stets als Letzte im Musiksalon einzunehmen, wenn fast alle anderen Gäste das Haus bereits verlassen hatten. Eines Vormittags war auch ich schon auf dem Weg zum Strand, als ich bemerkte, dass ich meine getönten

Sonnengläser vergessen hatte. Ich kehrte kurz entschlossen um und hatte gerade die Terrasse betreten, als ich plötzlich den Klang von Signor Vittorios Bösendorfer vernahm. Ich nahm an, dass der Hausherr ein wenig übte, und wollte mich schnell auf mein Zimmer schleichen. Im Vorbeigehen erkannte ich jedoch, dass es sich bei der Person am Klavier gar nicht um den padrone, sondern um die schöne Unbekannte handelte, die gerade begonnen hatte, über Chopins kleines e-moll-Präludium opus 28 Nr. 4 zu improvisieren. Ihr Ton war voll und ungemein singend, ihr Anschlag von solcher Leichtigkeit, dass ihr an manchen Stellen ein Pianissimo gelang, das kaum noch vernehmbar war und die wohl allerletzte Stufe vor der völligen Stille markierte. Daneben machte sie aber auch ausgiebig Gebrauch vom rechten Pedal, produzierte mit seiner Hilfe raffiniert schillernde Akkordverschleierungen und stürmische Crescendi, wahre Kaskaden von rasend schnellen Zweiunddreißigstel-Noten, die meist in einen kräftigen Fortissimo-Höhepunkt mündeten, um von dort aus in einer neuen Variation zum Hauptthema zurückzukehren. Es waren ausschweifende, nicht immer ganz stilsichere Fantasien, vorgetragen jedoch mit einer Virtuosität, welche die große Begabung, wenn nicht die berufsmäßige Künstlerin verriet. Mit Signor Vittorios herzhaftem Dilettantismus jedenfalls hatte diese Musik so wenig gemeinsam wie das Ölgemälde der Bucht von Portoferráio im Treppenhaus der Casa Petrucci mit einer Vedute von Caravaggio. Der Gesichtsausdruck der Spielerin, soweit ich das von meinem Platz aus sehen konnte, war von lässiger Konzentration. Sie vermied gänzlich jenes affektierte Gehabe, das viele Pianisten wohl für besonders musikalisch halten (vielleicht kannte sie die goldene Regel, die besagt, dass man einem übertrieben schauspielernden Musiker nur einmal einen Spiegel vor die Noten stellen müsse, um ihm die Fratzenschneiderei ein für alle Mal abzugewöhnen). Nicht einmal am Ende ihres Vortrags, als sie das Chopin'sche Thema in einigen lang ausgehaltenen, tiefen Moll-Akkorden ausklingen ließ, war ihr eine sentimentale Regung anzusehen. Mit einem Ruck nahm sie die Hände von den Tasten und blieb noch eine Weile gedankenverloren am Klavier sitzen, bevor sie sich plötzlich erhob und mit flüchtigen Schritten durch den rückwärtigen Ausgang des Salons verschwand.

Die zweite Begebenheit, die mich in der Vermutung bestärkte, dass es sich bei der Unbekannten nicht um eine gewöhnliche Abenteurerin handeln konnte, ereignete sich am späten Nachmittag. Obwohl es bereits Ende August war, hatte die Sonne den ganzen Tag vom wolkenlosen Mittelmeerhimmel heruntergebrannt. Ein dunstiger Schleier begann sich über die kleine Lagune hinter der Casa Petrucci zu legen, und ich beschloss, vor der Rückkehr zum Abendessen noch einen Spaziergang in nordöstlicher Richtung zu machen. Von dem kleinen Fußweg, der hinter dem Haus vorbeilief, bog ich kurz hinter den Dünen ab und gelangte nach einer Weile auf einen Trampelpfad, der durch das Küstengebüsch zu einem kleinen Pinienwäldchen führte. Äste und hohe Gräser auseinanderbiegend, kämpfte ich mich durch das Unterholz, doch schon nach wenigen Metern begann ich, meine Entscheidung für diesen Weg zu bereuen. Die Strecke wurde immer unwegsamer, das Gebüsch immer dichter. Ich merkte, wie mir in der Hitze der Schweiß den Rücken hinunterlief. Es war klar, dass hier erst wenige Feriengäste entlanggegangen waren, wenn es sich nicht überhaupt um einen Geheimpfad für Einheimische handelte.



Schließlich gelangte ich aber doch auf eine Art Lichtung, von der aus sich der Pfad seitlich bergab in Richtung Meer schlängelte. Ich wollte mich gerade anschicken, zum Strand hinabzuklettern, als ich plötzlich etwas entdeckte, das mich innehalten ließ. Am Rand der Lagune, in einer kleinen Bucht, die vermutlich nur von meinem erhöhten Standpunkt aus zu überblicken war, erkannte ich die Klavierspielerin vom Vormittag, die unbefangen in den flachen Wellen am Strand herumsprang. Bis auf den Dunstschleier des Spätnachmittags, der sie natürlich nicht einmal notdürftig verhüllte, war sie vollständig unbekleidet, ja eigentlich trat ihre Blöße in der flimmernden Feuchtigkeit nur noch stärker hervor. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Sie war wohl gerade vom Schwimmen zurückgekommen; auf der nackten Haut schimmerten noch die Wassertropfen, die hochgesteckten Haare waren im Nacken und über den Ohren nass, einige lockere Strähnen hingen ihr bis auf die Schultern hinab. Und als ob der Anblick, den sie so in der feuchten Schwüle dieses Nachmittags bot, nicht schon aufreizend genug war, löste sie nun auch noch ihre Haarklammern, schüttelte sich und versuchte mit einer energischen Handbewegung ihre rotbraun leuchtenden Haare, die sich wie ein Sturzbach über Kopf, Schultern und Rücken ergossen, aus der Stirn zu wischen. Erst jetzt fiel mir auch die leicht bronzene Tönung ihrer Haut auf, und ich fragte mich, ob sie vielleicht zu den Verfechtern des Nudismus gehörte und abgelegene Buchten wie diese bevorzugte, um hier frei in den Dünen herumzustreifen. Unfähig, den Blick von ihr zu wenden, beobachtete ich, wie sie nochmals ihr Haar zu bändigen versuchte und dann langsam quer über den Strand auf einen kleinen Felsvorsprung zuing.

In diesem Augenblick erkannte ich den englischen Begleiter der Unbekannten, der lächelnd auf sie zuing und in einer spöttischen Geste, die recht treffend das Machismo-Gebaren der Südländer parodierte, die Arme ausbreitete. Seine Geliebte – oder was immer sie war – verbeugte sich ironisch und warf sich ihm mit einem Sprung in die Arme, sodass beide in den Sand fielen und sich prustend hinter den Felsen wälzten. Sosehr ich mich auch reckte, ich konnte von meinem Beobachtungsposten aus nichts weiter erkennen. Ich wartete noch eine Weile, während der das Lachen unter mir langsam verebbte.

Nach einigen Minuten kamen die beiden wieder aus ihrem Versteck hervor. Die Schöne hatte sich ein schlichtes Strandkleid übergeworfen und trug einen Korb mit Handtüchern und anderen Badesachen, der Engländer einen Picknickkorb, aus dem eine Flasche Rotwein herausragte. Arm in Arm bogen sie um den Rand der Lagune auf der anderen Seite der Bucht und verschwanden aus meinem Blickfeld.

Im Verlauf des Abends musste ich immer wieder an dieses Strand-Intermezzo denken. Dabei hatte ich nicht einmal das Gefühl, etwas Verbotenes mit angesehen zu haben. Das erotische Element war zwar auch in der Erinnerung gegenwärtig, verblasste aber vor dem unergründlichen Einvernehmen, das anscheinend in jeder nur erdenklichen Hinsicht zwischen dem mysteriösen Paar herrschte. Die spontane, bei aller Ironie aber doch sehr männliche Geste des Engländers ließ mir diesen nun allerdings in einem völlig neuen Licht erscheinen. Seinem ganzen Auftreten nach hatte ich ihn bisher für einen reservierten, ja melancholischen Charakter gehalten, den einzig seine Begleiterin aus seiner Düsternis zu

reißen imstande war. Ohne sie wirkte er oft wie verloren; in ihrer Gesellschaft dagegen blühte er geradezu auf, gab sich lässig und unbefangen, würzte seine Konversation (soweit ich etwas davon erhaschen konnte) mit ironischen Bemerkungen und exzentrischen Grimassen, spielte den nonchalanten englischen Kavalier und war wie ein Bühnenkomödiant darauf bedacht, sie zum Lachen zu bringen.

Sein Alter mochte ungefähr dem ihren entsprechen. Er war groß und ungewöhnlich schlank, fast mager, ging leicht vornübergebeugt, hatte hohe Wangenknochen, schütteres, glatt zurückgekämmtes Haar und eine schmale Adlernase, die aber nur im Halbprofil als solche hervortrat. Mit seinen vornehmen Tischmanieren und seiner schlaksigen Körperhaltung hatte er fast etwas Aristokratisches, etwa in der Art eines Baronets aus einem Gedicht von Byron, der Erbe und Titel ausgeschlagen oder verspielt hat und nun ein unstetes Wanderleben als zweifelhafter Bohemien – Schriftsteller oder Maler vielleicht – in Europa führt. Er rauchte viel, zumeist extra lange exotische Zigaretten, die er einer flachen silbernen Metallbox entnahm und mit der Miene des Genießers anzündete. Wenn er dann so dasaß, die Beine übergeschlagen, rauchend, plaudernd oder auch nur aufmerksam seinem schönen Gegenüber lauschend, hätte er wirklich alles mögliche sein können: Reisebegleiter, Freund, Konzertagent, Künstler, Dandy, englischer Fremdenführer. Und dennoch war ich sicher, dass er keines von alledem wirklich war. Irgendetwas an ihm wirkte seltsam unecht, nicht unbedingt wie eine Betrügerei, eher wie eine Rolle in einem – allerdings recht guten – Theaterstück. Aber nach der Strand-Episode wollte ich es nun endlich genau wissen. In einem günstigen Augenblick – Signor Vittorio traf gerade die letzten Vorbereitungen für sein abendliches Konzert – schlich ich mich hinter den Tresen der Rezeption und schlug das Gästebuch auf. Unter dem Tag der Ankunft des Paares war nur ein Eintrag vermerkt. Er lautete:

VISCOUNT AND VISCOUNTESS LANDISWORTH OF HALLBOROUGHSTONE.  
NOTTINGHAMSHIRE, ENGLAND.

Ich hätte laut auflachen mögen. Aristokratische Erscheinung, teure Kleidung, kultiviertes Auftreten: alles gut und schön, aber das war denn doch zu stark, das ging zu weit! Dieser bleiche Engländer ein britischer Vicomte? Mit einem Herrnsitz in England? Und seine sinnlich-musische Freundin, die vielleicht noch nicht einmal eine Europäerin, geschweige denn eine Engländerin, war, seine Frau? Es war einfach absurd.

Ich studierte noch einmal aufmerksam den Eintrag, so als ob er dadurch mehr von seinem Geheimnis preisgeben würde, als plötzlich hinter mir in breitstem Wienerisch eine nervöse, hohe Männerstimme ertönte:

»Ja, was machen Sie denn da? Sie können doch nicht einfach da hineinschauen!«

Schuldbewusst wandte ich mich um und starrte in das bebrillte Gesicht eines vor Angst schwitzenden, untersetzten kleinen Mannes.

»Pardon«, sagte ich achselzuckend und klappte das Buch wieder zu. »Ich wollte nur sehen, ob ich unter den Gästen einen Bekannten wiederentdeckt habe. Leider habe ich mich geirrt.«

»Und wen wollen Sie entdeckt haben, wenn ich fragen darf?«

»Sie dürfen nicht«, gab ich kühl zurück. »Es ist ja schließlich kein Verbrechen, sich einmal das Gästebuch anzusehen, oder?«

»So?«, meinte der andere immer noch zitternd. »Und warum fragen Sie dann nicht Signor Vittorio um Erlaubnis?« Er kam einen Schritt auf mich zu und fuhr hastig fort: »Na, ich weiß, ich habe Sie schon länger beobachtet. Ständig verschlingen Sie hier die Gäste mit den Augen, und aus Wien scheinen Sie auch zu kommen ... Wollt ihr uns denn überallhin verfolgen?«, rief er plötzlich hysterisch und fuhr sich mit einem Taschentuch über die nasse Stirn. »Ich will Ihnen etwas sagen«, fuhr er schnell und mit etwas gedämpfterer Stimme fort, »wer immer Sie auch sind: Ich gehe nicht mehr nach Wien zurück, haben Sie verstanden? Ihr habt gewonnen, ich bin am Ende, bestellen Sie das Ihrer sauberen Geheimgesellschaft daheim! Ich werde nach Warschau gehen oder St. Petersburg, irgendwohin, wo ihr mich endlich in Ruhe lasst!«

Er wischte sich noch einmal über das Gesicht, um sich dann abrupt anzuschicken, in den Konzertsaal hinüberzugehen. Doch ich hielt ihn am Arm fest.

»Wovon reden Sie da überhaupt?«, fragte ich verwundert. »Was für eine Gesellschaft meinen Sie? Und warum sollte ich Sie verfolgen? Ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind.«

»Nun tun Sie doch nicht auch noch so unschuldig«, zischte der Untersetzte erbittert. »Ihr seht doch alle gleich aus, einer wie der andere.« Ich straffte mich.

»Mein Herr!«, sagte ich streng. »Ich weiß zwar nicht, was Sie von mir wollen oder für wen Sie mich halten, aber wenn Sie schon länger unter Ihren angegriffenen Nerven leiden sollten, bin ich gern bereit, Sie einmal unverbindlich zu untersuchen. Hier ist meine Adresse.«

Überrumpelt nahm er meine Visitenkarte entgegen und hielt sie sich mit gerunzelten Brauen vor die dicken Brillengläser.

»Dr. Leonhard Heydinger, Internist, Wien«, las er und sah mich plötzlich verwirrt an.

»Doch nicht der Dr. Heydinger? Mit diesem Buch, das von den Träumen und vom Golem handelt? Der Psychologe?«

»Ebender«, erwiderte ich, indem ich eine Verbeugung andeutete. »Erfreut, mit einem weiteren meiner Leser Bekanntschaft zu machen.«

»Ich hab' es nicht gelesen, nur davon gehört«, erwiderte er, schien aber langsam unsicher zu werden. »Das ist doch ein Trick, nicht wahr? Eine solche Karte ... Ich meine, wer sagt mir, dass Sie sie nicht –«

»– dass ich sie nicht gestohlen habe? Mein Gott, sind Sie misstrauisch. Aber wenn Sie mir nicht glauben, können Sie ja nach Wien fahren und es nachprüfen.«

Er wurde rot und druckste noch eine ganze Weile herum, bevor er sich schließlich einen Ruck gab. »Nun, also dann nichts für ungut. Gestatten Sie: Renz ist mein Name, Josef Renz. Ehemals zweiter Geiger an der Wiener Hofoper.«

»An der Hofoper? Ich kann mich nicht erinnern, Sie dort in den letzten Jahren gesehen zu haben.«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Renz müde. »Es ist ja jetzt auch schon bald sechs Jahre her. Ich wollte mir eine Karriere als Konzertgeiger aufbauen. Aber nach einigen Erfolgen kamen die Presse und die Kritiker ... Ein paar Verrisse, und alles wurde immer schwieriger ... Und dann natürlich die Agenturen ... Ich bin Jude, müssen Sie wissen«,

setzte er hinzu, als ob damit alles erklärt sei.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz.«

Er starrte mich finster an. »Ja, wissen Sie denn nicht, wie man in Wien mit jüdischen Musikern umgeht?«

»Sie meinen die antisemitischen Zeitungskritiker?«

»Die auch. Aber ich sprach eher von den geheimen Machenschaften hinter den Kritikern ...« Er zögerte und schüttelte dann plötzlich den Kopf. »Ach was«, sagte er in gänzlich verändertem Ton, »vielleicht sollte ich mit Ihnen gar nicht darüber reden. Vieles ist ja doch nur jüdisches Geschwätz und Phantasterei.«

»Obwohl es ausreicht, Sie dazu zu bringen, nach Russland zu gehen?«

Renz lächelte nervös. »Nun ja«, sagte er lahm, »manchmal kann ja ein Ortswechsel auf einen Künstler wie ein Wunder wirken, nicht wahr?« In diesem Augenblick krachten die ersten Beethovenakkorde Signor Vittorios aus dem Musiksalon herüber. Renz murmelte eine Entschuldigung, verabschiedete sich und nahm unauffällig unter den anderen Gästen im Auditorium Platz, während ich noch ein Weile in Gedanken versuchte, mir auf das merkwürdige Verhalten des Geigers einen Reim zu machen. Es gelang mir jedoch nicht, und da ich an diesem Abend für Beethoven à la Petrucci zu müde war, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, wo ich bald darauf einschlief.

Am nächsten Tag hatte ich Renz und unsere merkwürdige Konversation schon wieder vergessen. Es hätte sich aber ohnehin keine Gelegenheit mehr ergeben, das Gespräch mit ihm fortzusetzen, da er es gezielt darauf anlegte, mir auszuweichen, wo er nur konnte. Anscheinend war ihm die ganze Sache doch peinlicher gewesen, als er gedacht hatte. Wenige Tage später reiste er ohne ein weiteres Wort ab.

Der angebliche Viscount und seine schöne Begleiterin blieben ebenfalls verschwunden. Ich wartete zwei Tage vergeblich im Salon, ob sie nicht doch wieder zu einer ihrer sporadischen Mahlzeiten erscheinen würden, aber dies war nicht der Fall. Schließlich überwand ich meine Scheu und beschloss, mich an Signor Vittorio persönlich zu wenden. »Signora e Signor Landisworth?«, fragte der Hausherr erstaunt. »Aber sie sind bereits vor drei Tagen abgereist!«

»Vor drei Tagen schon?«, fragte ich verblüfft.

Der padrone lächelte vielsagend. »Nun, sie waren immer un poco misterioso«, sagte er. »Sie verstehen?«

»Ich hörte, sie seien ein adliges englisches Ehepaar gewesen.«

»Ma no, no.« Er lachte plötzlich breit und schüttelte den Kopf. »Kein Ehepaar. Sie war seine Schwester. William and Irene Landisworth. Molto inglese.«

»Seine Schwester? Aber ich dachte –«

»No, no.« Signor Vittorio legt einen sehnigen braunen Finger auf die Lippen, wie ein italienischer Dorfpfarrer, der einem jungen Konfirmanden das Beichtgeheimnis erklärt.

»Nur Geschwister«, wiederholte er und fügte mit einem undurchdringlichen Lächeln nochmals hinzu: »Molto inglese.«

Zu weiteren Auskünften ließ er sich nicht herbei, was mich nicht weiter erstaunte. Ich war längst sicher, dass er mit den beiden unter einer Decke steckte und mir eher das Blaue

vom Himmel heruntergelogen hätte als zu verraten, wer sie wirklich waren.

\*

So ging mein Aufenthalt auf Elba zu Ende, ohne dass es mir gelungen wäre, das Rätsel um den Viscount und die Viscountess Landisworth aus Nottinghamshire, England, zu lüften. Zwar versuchte ich noch, mit ein oder zwei anderen italienischen Gästen ins Gespräch zu kommen, von denen ich hoffte, sie wüssten vielleicht mehr als ich. Aber mehr als das stereotype »Si, Signora e Signor Landisworth. Molto inglese« war auch aus ihnen nicht herauszubekommen.

Waren sie wirklich Geschwister gewesen? Ging ihr Verhältnis nicht weit über ein verwandtschaftliches hinaus? Wenn sie Geschwister waren, warum dann diese seltsam künstliche Distanz zwischen ihnen, wozu diese umständliche Komödie? Ich wollte einfach nicht an einen klassischen Fall von Inzest glauben, zumal ja nicht einmal die Szene am Strand ein eindeutiges Indiz in dieser Richtung darstellte. Und dennoch war ich fest davon überzeugt, dass die beiden ein heimliches Liebespaar waren, verbunden durch etwas, das sie fester aneinanderkettete, als sie es ihre Umgebung glauben machen wollten. Nur, was auch immer der Grund für ihre Verbindung war – es würde wohl für immer ihr Geheimnis bleiben. Mir blieb nichts weiter als die Erinnerung an eine schöne Klavierspielerin und einen melancholischen Engländer, die sich am Strand von Elba lachend im Sand wälzten.